

Ein Pistolenschuß.

Kriminal-Roman von Heinrich Lee,

(6. Fortsetzung.)

Er hob das Kissen hoch, mo eingewickelt in Zeitungspapier das Geld lag und schob es, da es nun in der That an die Thür klopfte, in die Tasche — eine Tasche, die von innen zugunten war, so daß er es nicht verlieren konnte, dann ging er, das Haus verlassend, nebenan in die „Kaffeehütte“, ein schlechtes Lokal, wo man für ein paar Pfennige eine Tasse „Schorlenbrühe“ und eine trodene „Schrippe“ bekam, und so gefächelt trat er wieder auf die Straße.

Es war noch früher Vormittag, aber das herrliche Sonntagswetter ludte die Leute schon zu Tausenden aus der Stadt. Durch die Straßen fuhren mit Musik dunkelschmückte vollbesetzte Wagen, Straßenbahnen und Stadtbahnen waren überfüllt, und selbst in den Stadtecken, wo sonst des Werktages über nur der Lärm der Arbeit herrschte, stand heute in frischen Hemdsärmeln und Pantofeln der biederer Meister im offenen Hausthor und freute sich, von einer lauten, schon in den Sonntagsleidern prangenden Kinderheerde umspielt, des schönen, Ruhe- und Erholung versprechenden Tages. Nur er, wie ein Ausgestoßener unter den Tausenden, konnte sich des Tages nicht freuen.

Für ihn leuchtete diese warme Sonne nicht, für ihn hatte die Natur nicht ihre Pracht entfaltet, und wenn er jetzt durch die Dicht belebte Alee schlenderte, die vor dem Tore begann, so geschah es nicht, damit unter den Fröhen auch nur ihn, den Verstoßenen, etwas von der Sonntagsheerlichkeit abfiel, sondern der Luft der Anderen, die ihn mit seinem Glanz ja nur verspotteten, hätte entgegen können.

Jemand rief hinter ihm seinen Namen. Er drehte sich um, es war ein alter Bekannter von ihm, derselbe, der ihn damals im Asyl hilfreich unter seine Fittiche genommen hatte. Rudolf erkannte ihn zuerst nicht wieder, er war auf's Eleganteste gekleidet, trug eine schwere goldene Uhrkette und rauchte eine Cigarette, die nach ihrem Aroma zu urtheilen, von feinsten Sorte war. Im Asyl wurde dieser Mensch damals „Streichholz-Gustav“ genannt. Auch Rudolf kannte keinen anderen Namen von ihm. Gutmütig, ohne auf die Veränderung, die mit ihm vorangegangen war, Holz zu sein, oder sich des schlechten Neuherrn des einstmaligen Gerächens zu schämen, redete Streichholz-Gustav ihm an. Er hatte Glück gehabt, und zwar stammte sein Glück von der Rennbahn. Er hatte dort, in Hoppegarten, kleine Beisthilfe verkauft und dabei die Bekanntschaft eines Stallbedienten, eines sogenannten „Kutschers“, gemacht. Dieser sein neuer Freund war wieder gut mit einem Jockey bekannt, der jedesmal die besten „Tipp“ hatte. Darauf hatte Streichholz-Gustav, erst in ganz kleinen Beträgen, beim Glückmacher, dann — nachdem er damit Glück hatte — in größeren beim Totalisator mehrfache gesetzt und in der letzten Woche hatte er einen großen „Schlager“ gemacht. Ein Pferd, an das sonst Niemand gedacht, hatte ihm über fünf-hundert Markt gebracht. Schade bloß, daß das Meiste von dem Gelde schon wieder weg war — denn natürlich hatte Streichholz-Gustav gleich davon, wie er sich ausbrüdete, „Fettelle gemacht“. Schade besonders deshalb, weil auch heute wieder Rennen war (die Sonntagsrennen waren damals von der Behörde noch nicht verboten) und weil er gerade dazu einen Tip wieder bekommen hatte, mit dem sich, wenn man ein paar hundert „Markler“ dazu hatte — je mehr, desto besser — ein Vermögen verdienen ließ. Jammerschade!

Und Rudolf hörte seinem Freunde Streichholz-Gustav, der ihm während seiner Rede eine seiner feinen „Zie-jarren“ präsentiert hatte, zu. In seinen besseren Tagen war auch er ein häufiger Gast bei den Rennen gewesen und mit eigenen Augen hatte er gesehen, wie die Leute dabei in wenigen Minuten sehr beträchtliche Summen gewannen. Auch was ein guter Tip bedeutete — die Kenntnis von den Gewinnchancen eines bestimmten Pferdes — war ihm wohlbekannt, und daß Streichholz-Gustav damit nicht flunzte, das bewies sein neuer nobler Anzug, seine goldene Uhrkette und die Cigarette, die er ihm gegeben hatte. Es überließ ihn. Ein einiger von den blauen Scheinen, die er bei sich trug, genigte vielleicht, um den Traum der vergangenen Nacht zur Wirklichkeit zu machen. War es nicht, als hätte das Schicksal selber, indem es ihm die Hand bieten, indem es noch einmal mit ihm Erbarmen haben wollte, dieses Zusammenreffen herbeigeführt? Von den zehn blauen Scheinen nur ein einziger!

Streichholz-Gustav merkte, daß etwas mit ihm vorging. Er drang in ihn so lange, bis er Alles ersah. Rudolf's Reue, daß er sich verrathen hatte, sein Widerstand — es war zu spät. Außerdem bewies ihm Streichholz-Gustav, daß er absolut nichts zu riskieren hatte. Sein Tip war „goldfischer“. Wollte er das Glück, das ihm in den Weg lief, geradezu zu sich holen? So eine Gelegenheit kam niemals wieder. Entweder er blieb der

Sunackerleider, der er war, Zeit seines Lebens, oder er konnte schon morgen leinem merkten Brodherrn den Beutel auf den Tisch werfen sammt den undersetzten tausend Markt. Er hatte die Wahl!

Kauf gewaltsam zog ihn Streichholz-Gustav mit sich fort. Ein paar Stunden später waren sie Beide auf der Bahn. Streichholz-Gustav schien mit seinem Tip Recht zu haben. Beim Finito, drei Meter vor dem Ziel, war sein Pferd dem ihm nachfolgenden Felde um mehr als zwei Längen voraus. Es war kein Zweifel mehr, der unbekannte Außerer würde der Sieger. Nur ein paar Leute in der ganzen vieltausendköpfigen Menge hatten seine Chancen erkannt und auf ihn gesetzt, die Gewinnquote mußte also ganz ungeheuer werden. Ueberall sah man enttäuschte Gesichter, nur hier und dort stieg ein vereinzelter Jubellaut in die von unzählbarem Murren erfüllte Luft. Da! In der letzten Sekunde vor dem Ziel! Man sah statt des Pferdes nur noch eine zusammenbrechende Masse. Nachher erfuhr man, es habe dort ein Maultoch gegeben, in welches das Pferd mit seiner rechten Vorderhand gerathen war. Es war geflücht.

Streichholz-Gustav mußte Trost für das verlorene Geld mühe natürlich Ersatz geschafft werden und er hatte für die nachfolgenden Rennen ja noch verschiedene andere gute Tipse. Das mit dem Maultoch war eben nur „verdammtes Pech“ gewesen. Auch die anderen blauen Scheine wanderten in seine Hand, eine nach dem anderen, einer immer, um den anderen zurückzuholen, denn nun mit einem Male stimmte es mit seinen Tipse nicht mehr. Das Rennen war aus, das Geld war hin.

Streichholz-Gustav war verschunden und Rudolf war wieder allein.

Eine Weile lang — es war schon später Abend geworden — stand er auf einer einsamen Brücke und starrte hinunter in die unte Flut. Aber wenn er ein Ende mit sich machen wollte, so brauchte er dazu nicht dieses Wasser. Dafür war er schon in anderer Weise vorbereitet — in seinem Koffer zu Hause verbarg er das Nöthige dazu. Außerdem würden sie ihn finden, die Leiche agnosozieren und es würde an den Tag kommen, warum er in den Tod gegangen war. Weil er zum Dieb, zum Betrüger geworden. Auch „sie“ würde es hören, und ihre Verachtung folgte ihm nach in's Grab. Auch die Flucht nützte ihm nichts. Sie würden glauben, er hätte das Geld noch bei sich, ihn strobriestlich ver-folgen, und auch so würde sein Name der öffentlichen Schande preisgegeben. Auf der ganzen Welt gab es nur einen einzigen Menschen, der ihm helfen konnte, das war Herr Rosenau — der Name „Vater“ wollte ihm nicht mehr in den Sinn. Die Entfernung nach Herrnstadt war nicht groß und das wenige Geld, was die Reife kostete, hatte er in der Tasche, denn gestern am Samstag hatte er seinen Wochenlohn bekommen. Er rang mit sich die halbe Nacht hindurch — aber der alte Mann war seine einzige Rettung. Wie nun aber, wenn auch diese letzte Hoffnung ihn betrog, wenn der alte Mann kein Erbarmen mehr mit ihm hatte? ... Er brütete vor sich hin, dann lehrte er in seine Dachkammer zu-rück, öffnete dort beim Schein eines Lichtstumpfes seinen Koffer, nahm aus diesem etwas heraus, verließ die Kammer wieder und eilte, während der Morgen graute, nach dem Bahnhof. In aller Frühe, wie ihm bekannt war, ging ein Zug nach Herrnstadt ab, am Vormittag konnte er dort anlangend am Nachmittag mit dem Gelde wieder zurück sein. Mochte sein Aussehen im Bureau bis dahin auch schon Verdacht erregt haben — eine Ausrede dafür würde sich für ihn später schon finden.

Er stieg in den Zug. Seine Gedanken über flohen den rollenden Wägnern voraus. ... Die Saalthür wurde geöffnet. Es war der Professor — er bedeckte zugleich das Amt des Krankenhausbirektors — der mit den Affiliensdirektoren seinen normittäglichen Rundgang machte. Das Bett, in welchem Rudolf lag, befand sich nahe der Thür. Er schrak aus seinem Sinnen und Brüllen und der Erinnerung an das Geschehene auf, und dem Professor, einem Mann von hoher, kräftiger Gestalt und von freundlich-jubilantem Wesen, das auf die Kranken oft eine besse-re Wirkung ausübte als alle Medizinischen, war seine Bewegung nicht entgangen.

„Na,“ sprach er, „Unbekannt“ herantretend, „find wir heute bei Wege? Wie geht's? Ohne auf eine Antwort zu warten, fühlte er seinem interessanten Patienten den Puls, untersuchte ihn und sprach dann: „Gut geht's! Melden Sie.“ so wandte er sich an den ihn begleitenden Wärter, „melden Sie im Bureau, daß von dem Patienten die Personalien aufgenommen werden können.“

VI.

Ueber dem gelben Strome, der nicht weit von der Rosenau'schen Fabrik

durch die Ebene floss, stiegen an jedem Morgen jetzt schon die ersten grauen grauen Herbstnebel auf; auf den Kartoffeläcker sah man alte Frauen die letzten Knollen aus der Erde holen, und von der Bohnenlaube, die sich hinter der Schiedecke lustig vor seiner Loge im Frühjahr zurechtgerichtet hatte, flogen, obwohl die roten Blüten immer noch von Neuem aus den Ranken schossen, die ersten welken Blätter davon. Wieder wie damals vor Wochen strahlte die Sonne vom blauen Himmel, aber nicht mehr in unbarmherziger Gluth; über die Felder und die Chaussee wehte ein kühler Lufthauch, und er wehte auch in das halbhohle, mit einem bunten Asternkraut geschmückte Fenster — ein Fenster in dem zu der Rosenau'schen Fabrik gehörigen Wohngebäude, — hinter dem man einen über eine Handarbeit gebeugten schönen stillen blaffen Mädchentopf sah. Die Handarbeit bestand aus einer feinen Seidenstickerei. Die Tante Pinchen erlun-det, hatte Hoffeld demnach seinen Geburtstag. Es war also eine Gelegenheit da, sich ihm für die großen Dienste, die er der Waise geleistet, erkenntlich zu zeigen. Allein mit Geld war diese Erkenntlichkeit nicht abzugeben. Auch würde ihn eine persönliche Arbeit von ihm — so viel stand sich Renate — vielleicht mehr erfreuen als irgend eine kalte Kostbarkeit.

Eine Handstickerei ist eine Sache, bei der die Gedanken mühsam spazieren gehen, und wohin hätten sich diejenige Renaten wohl anders wenden sollen als in die Vergangenheit. Die Gegenwart floß ruhig ohne irgendwelche alternde Zwischenfälle für sie hin — was innerlich an ihr traf und nagte, das wußte ja Niemand — die Sorge um das Hauswesen nahm die Tante auf sich, nur die Bücher, die der Buchhändler in der Stadt jede Woche einmal herausgabte, und die Musik brachte in ihr jetziges Leben eine geringe Abwechslung — und sie entbehrte bei diesem Leben nichts, wenn es nicht die Ruhe ihrer Seele war. Wohl hatten sich einige von den alten Bekannten in der Stadt in wohl-gemeinter Absicht die Mühe gegeben, sie ihrer nunmehrigen Einsamkeit zu entziehen und wieder zu dem früheren Verkehr mit ihnen zu veranlassen, aber alle Versuche waren von ihr dankend, jedoch entschieden abgewiesen worden. Sie galt jetzt oder vielleicht schon lange — das wußte sie wohl — für eine Art von weiblichem Sonderling. Ein jun-ges Mädchen, nun die Herrin eines großen Vermögens, das nach allen Reizen des Lebens bloß die Hand aus-zufrecken brauchte und das sich in freudloser Einsamkeit begab. Sie stand jetzt in der Welt allein.

Das es wirklich, seit der Vater todt war, keinen Menschen mehr, der mit ihr fühlte, der sie verstand, dem sie in Allem hätte vertrauen dürfen? Die Nabel in ihrer Hand ruhte. Was in ihrer Seele nagte — sie ver-gaß es für einen Augenblick. Sie dachte an den, für den diese Arbeit bestimmt war. Hoffeld! Etwas Unausgesprochenes lag zwischen ihm und ihr — etwas, als schneide von ihm zu ihr ein Theil ihres eigenen Wesens zurück. Es war zwischen ihm und ihr ein geheimnisvolles Band; ein Band, das sie manchmal fast wie eine zwin-gende Fessel empfand, an der er sie festhielt, aus der sie sich selbst wenn sie den Willen dazu gehabt hätte, nicht mehr befreien konnte. ... Schon wieder, wie schon so manchmal in ihren stillen Stunden, erlachte sie sich auf diesem merkwürdigen Gefühl, diesem Spiel ihrer Phantasie. Es fehlte nicht viel und er erschien ihr noch am Grunde in dem Lichte einer jener dämonischen Persönlichkeiten, die durch eine ihnen innewohnende übernatürliche Kraft andere Wesen, auf die sie es abgesehen haben, in einen Bann zu zwingen vermögen — einer menschlichen Spinne, die um ihre Opfer, bevor sie diese verschlingt, unmerklich erst die feinsten Fäden strickt. — Fäden, viel feiner noch als die feinsten Seidenfäden. Nein — es war nur ein Ueberbleibsel jenes alten Vorurtheils, das sie einst gegen ihn gehabt. Er war nur eben anders als alle anderen Menschen, die sie bisher in ihrem Leben kennen gelernt hatte. Er war klüger, er war schärfsichtiger — und eben deshalb, und da von Kindheit an ihr Leben offen vor seinen Augen gelegen hatte, warum sollte er sie nicht auch besser als die Anderen verstehen, ganz verstehen?

In ihrem Leben war einmal die Knospe aufgegangen, die Liebe, die Liebe eines jungen, noch kinderhaften — eines dummen Dings, das noch nicht einmal lange Kleider trug. Aber eben darum war diese Liebe, wenn auch trotzig verstickt, so wild, so leidenschaftlich gewesen. Ein Frühling kam, die Knospe wurde zerstört und keine Blüthe entfaltete sich mehr aus ihr.

Was konnte sie dafür, daß sie nicht wie andere Mädchen war? Leute, die ihre Mutter gefannt, sagten, sie hätte nicht nur das Aeußere der Mutter, sondern auch ihr ganzes Wesen geerbt — und das war Treue gegen sich selbst, Pflichttreue und ein Abscheu vor allem Niedrigen gewesen. Ja, sie fühlte sich als ihr Kind. An was sie ihre Liebe gebängelt, das war etwas Niedriges gewesen. Darum durfte sie mit ihm, der ihre Liebe in den Schlamm gezogen, darum durfte sie mit sich selbst keine Nachsicht, kein Mitleid haben. Verabscheuen, verachten mußte sie ihn — ihn und sich.

Damals, als sie so dachte, war sie vielleicht ein unreifes, von romantischen Thorheiten erfülltes Mädchen gewesen. Jahre gingen dahin und doch änderte sich nichts in ihr. Etwas in ihrem Herzen, die Stelle, aus der einst die Knospe hervorgegangen war, erstarrte nach und nach. Die Männer waren etwas Gleichgültiges für sie geworden. „Er“ galt als verfloren. Manchmal stellte sie sich vor, daß er vielleicht gestorben wäre — schon längst fern in weitem unbefanntem Land, wo er nun auch begraben lag. Es war ein Gedanke, der sie mit einer merkwürdigen Beruhigung erfüllte. Wenn er todt war, dann hatte er ge-lübt. Dann würde sie ihm auch ver-gessen haben.

Auf dem Hügel der begrabenen Ju-gendliebe wuchs Gras, hohes Kirch-hofsgras. Wenn die Freundinnen von ihren Tanzstundenabenteuern und später von ihren Verlobten schwärmten, so fühlte sie, daß sie nicht zu ihnen gehörte. Vielleicht, ihr selber unbe-wußt, beneidete sie diese Glücklichen. Am argsten von Allem waren die lästigen Fragen, mit denen sie wegen ihrer Veränderung viel bestürmt wurde. So war sie einsam geworden und nur der Vater wußte, warum — vielleicht auch noch einer. ...

Ob „er“ gestorben war, ob nicht — er war für sie todt.

Tobt! Sie dachte wieder an die Stunde, an den Augenblick zurück, wo sie erfahren sollte, daß er nicht todt war. An ihren Schreck, an ihr Entsetzen dachte sie, an seine wahn-sinnigen Worte, seine Drohung, an das, was an demselben Tage wenige Stunden später geschah — an ihres Vaters Tod.

Kein Wort von dem, was sie allein nur wußte, war gegen den Richter oder sonst einen Menschen über ihre Lippen gekommen. Sie hatte mit ihrem Gemüthen gerungen, nach einer menschlichen Seele gesucht, der sie sich hätte anvertrauen können, die ihr den rechten Weg, den sie selbst nun nicht mehr kannte, wies. Schon — es war bei der Rückkehr von dem frischen Grabe geschehen — hatte sie einen Entschluß gefaßt, aber im letzten Augen-blick verlor sie die Furcht wieder die Lippen. Er, Hoffeld, hatte auch wohl von ihrer Absicht nichts gemerkt, und sie blieb ihren folternden Zwei-feln überlassen nach wie vor. Sie hatte sich getröstet mit dem Wort der Schrift: „Die Rede ist mein, Sprich-t der Herr.“ — und weil Rede und Strafe den Todten ja doch nicht das Leben wiedergeben.

Warum aber ihr Zweifel? We-ßhalb hatte sie nicht rüchlos dem Richter Alles, was sie wußte, bekann? Warum die Furcht, die ihr den Mund verriegelte.

Das es wirklich, seit der Vater todt war, keinen Menschen mehr, der mit ihr fühlte, der sie verstand, dem sie in Allem hätte vertrauen dürfen? Die Nabel in ihrer Hand ruhte. Was in ihrer Seele nagte — sie ver-gaß es für einen Augenblick. Sie dachte an den, für den diese Arbeit bestimmt war. Hoffeld! Etwas Unausgesprochenes lag zwischen ihm und ihr — etwas, als schneide von ihm zu ihr ein Theil ihres eigenen Wesens zurück. Es war zwischen ihm und ihr ein geheimnisvolles Band; ein Band, das sie manchmal fast wie eine zwin-gende Fessel empfand, an der er sie festhielt, aus der sie sich selbst wenn sie den Willen dazu gehabt hätte, nicht mehr befreien konnte. ... Schon wieder, wie schon so manchmal in ihren stillen Stunden, erlachte sie sich auf diesem merkwürdigen Gefühl, diesem Spiel ihrer Phantasie. Es fehlte nicht viel und er erschien ihr noch am Grunde in dem Lichte einer jener dämonischen Persönlichkeiten, die durch eine ihnen innewohnende übernatürliche Kraft andere Wesen, auf die sie es abgesehen haben, in einen Bann zu zwingen vermögen — einer menschlichen Spinne, die um ihre Opfer, bevor sie diese verschlingt, unmerklich erst die feinsten Fäden strickt. — Fäden, viel feiner noch als die feinsten Seidenfäden. Nein — es war nur ein Ueberbleibsel jenes alten Vorurtheils, das sie einst gegen ihn gehabt. Er war nur eben anders als alle anderen Menschen, die sie bisher in ihrem Leben kennen gelernt hatte. Er war klüger, er war schärfsichtiger — und eben deshalb, und da von Kindheit an ihr Leben offen vor seinen Augen gelegen hatte, warum sollte er sie nicht auch besser als die Anderen verstehen, ganz verstehen?

In ihrem Leben war einmal die Knospe aufgegangen, die Liebe, die Liebe eines jungen, noch kinderhaften — eines dummen Dings, das noch nicht einmal lange Kleider trug. Aber eben darum war diese Liebe, wenn auch trotzig verstickt, so wild, so leidenschaftlich gewesen. Ein Frühling kam, die Knospe wurde zerstört und keine Blüthe entfaltete sich mehr aus ihr.

Was konnte sie dafür, daß sie nicht wie andere Mädchen war? Leute, die ihre Mutter gefannt, sagten, sie hätte nicht nur das Aeußere der Mutter, sondern auch ihr ganzes Wesen geerbt — und das war Treue gegen sich selbst, Pflichttreue und ein Abscheu vor allem Niedrigen gewesen. Ja, sie fühlte sich als ihr Kind. An was sie ihre Liebe gebängelt, das war etwas Niedriges gewesen. Darum durfte sie mit ihm, der ihre Liebe in den Schlamm gezogen, darum durfte sie mit sich selbst keine Nachsicht, kein Mitleid haben. Verabscheuen, verachten mußte sie ihn — ihn und sich.

Damals, als sie so dachte, war sie vielleicht ein unreifes, von romantischen Thorheiten erfülltes Mädchen gewesen. Jahre gingen dahin und doch änderte sich nichts in ihr. Etwas in ihrem Herzen, die Stelle, aus der einst die Knospe hervorgegangen war, erstarrte nach und nach. Die Männer waren etwas Gleichgültiges für sie geworden. „Er“ galt als verfloren. Manchmal stellte sie sich vor, daß er vielleicht gestorben wäre — schon längst fern in weitem unbefanntem Land, wo er nun auch begraben lag. Es war ein Gedanke, der sie mit einer merkwürdigen Beruhigung erfüllte. Wenn er todt war, dann hatte er ge-lübt. Dann würde sie ihm auch ver-gessen haben.

Auf dem Hügel der begrabenen Ju-gendliebe wuchs Gras, hohes Kirch-hofsgras. Wenn die Freundinnen von ihren Tanzstundenabenteuern und später von ihren Verlobten schwärmten, so fühlte sie, daß sie nicht zu ihnen gehörte. Vielleicht, ihr selber unbe-wußt, beneidete sie diese Glücklichen. Am argsten von Allem waren die lästigen Fragen, mit denen sie wegen ihrer Veränderung viel bestürmt wurde. So war sie einsam geworden und nur der Vater wußte, warum — vielleicht auch noch einer. ...

Ob „er“ gestorben war, ob nicht — er war für sie todt.

Tobt! Sie dachte wieder an die Stunde, an den Augenblick zurück, wo sie erfahren sollte, daß er nicht todt war. An ihren Schreck, an ihr Entsetzen dachte sie, an seine wahn-sinnigen Worte, seine Drohung, an das, was an demselben Tage wenige Stunden später geschah — an ihres Vaters Tod.

Kein Wort von dem, was sie allein nur wußte, war gegen den Richter oder sonst einen Menschen über ihre Lippen gekommen. Sie hatte mit ihrem Gemüthen gerungen, nach einer menschlichen Seele gesucht, der sie sich hätte anvertrauen können, die ihr den rechten Weg, den sie selbst nun nicht mehr kannte, wies. Schon — es war bei der Rückkehr von dem frischen Grabe geschehen — hatte sie einen Entschluß gefaßt, aber im letzten Augen-blick verlor sie die Furcht wieder die Lippen. Er, Hoffeld, hatte auch wohl von ihrer Absicht nichts gemerkt, und sie blieb ihren folternden Zwei-feln überlassen nach wie vor. Sie hatte sich getröstet mit dem Wort der Schrift: „Die Rede ist mein, Sprich-t der Herr.“ — und weil Rede und Strafe den Todten ja doch nicht das Leben wiedergeben.

Warum aber ihr Zweifel? We-ßhalb hatte sie nicht rüchlos dem Richter Alles, was sie wußte, bekann? Warum die Furcht, die ihr den Mund verriegelte.

Das es wirklich, seit der Vater todt war, keinen Menschen mehr, der mit ihr fühlte, der sie verstand, dem sie in Allem hätte vertrauen dürfen? Die Nabel in ihrer Hand ruhte. Was in ihrer Seele nagte — sie ver-gaß es für einen Augenblick. Sie dachte an den, für den diese Arbeit bestimmt war. Hoffeld! Etwas Unausgesprochenes lag zwischen ihm und ihr — etwas, als schneide von ihm zu ihr ein Theil ihres eigenen Wesens zurück. Es war zwischen ihm und ihr ein geheimnisvolles Band; ein Band, das sie manchmal fast wie eine zwin-gende Fessel empfand, an der er sie festhielt, aus der sie sich selbst wenn sie den Willen dazu gehabt hätte, nicht mehr befreien konnte. ... Schon wieder, wie schon so manchmal in ihren stillen Stunden, erlachte sie sich auf diesem merkwürdigen Gefühl, diesem Spiel ihrer Phantasie. Es fehlte nicht viel und er erschien ihr noch am Grunde in dem Lichte einer jener dämonischen Persönlichkeiten, die durch eine ihnen innewohnende übernatürliche Kraft andere Wesen, auf die sie es abgesehen haben, in einen Bann zu zwingen vermögen — einer menschlichen Spinne, die um ihre Opfer, bevor sie diese verschlingt, unmerklich erst die feinsten Fäden strickt. — Fäden, viel feiner noch als die feinsten Seidenfäden. Nein — es war nur ein Ueberbleibsel jenes alten Vorurtheils, das sie einst gegen ihn gehabt. Er war nur eben anders als alle anderen Menschen, die sie bisher in ihrem Leben kennen gelernt hatte. Er war klüger, er war schärfsichtiger — und eben deshalb, und da von Kindheit an ihr Leben offen vor seinen Augen gelegen hatte, warum sollte er sie nicht auch besser als die Anderen verstehen, ganz verstehen?

sich dieser Blick auch über ihr Kleid, über ihr Haar, aus dem sie ein un-ordentliches Mädchen zurückstrich. Hoffeld trat ein. In gewohnter geschäftsmäßiger Weise theilte er ihr mit, wie er sich der Angelegenheit entledigt hätte, sie dankte ihm, und damit hielt sie die kurze Unterredung für beendet. Hoffeld blieb aber stehen.

„Verzeihen Sie,“ sagte er leicht lä-gelnd — „aber ich habe noch etwas für Sie. Allerdings ist es gerade nichts Geschäftliches.“

Etwas verwundert sah sie ihn an. Ungekommenen die musikalischen Abende, war es sonst nicht seine Art, andere Dinge als rein geschäftliche zwischen ihnen zur Sprache zu bringen.

Er griff in seine Rocktasche und zog daraus ein etwas verwahrlost aus-sehendes rothes, gesticktes Mägden-tuch her, an dem eine schwarze Troddel hing, so daß es fast an einen türkischen Fez erinnerte.

„Wenn ich mich recht erinnere,“ fuhr er in dem gleichen harmlosen Ton fort, „ist das Ihr Eigenthum.“

Sie hatte die Mühe sofort erkannt. „Wo haben Sie das gefunden?“ fragte sie betroffen.

Er war mit dem Wagen durch das nächste Dorf gekommen. Dort auf der Landstraße hatte er ein paar spielende Kinder bemerkt, das Eine davon, ein kleines Mädchen, hatte die Mühe auf dem Kopfe gehabt. An der rothen Farbe und der auffallenden schwarzen Troddel hatte er sie sofort wieder er-kannt, obwohl er sie — wie er hinzu-setzte — an dem anständigen Fräulein nur ganz zufällig vorher einmal ge-sehen hatte. Auf die Frage, wo es die Mühe denn her hätte, erwiderte das kleine Mädchen, es hätte sie gefunden und zwar schon längst, vor ein paar Wochen — draußen vor dem Thore an dem Weidenbüsch, der am Bache steht. Sie hätte auch gesehen, wer sie verloren hätte. Eine Dame, die Rad fuhr, hätte sie verloren. Die Dame hatte mit einem Mann zusammenge-standen, einem „häßlichen“ Mann, denn er zante mit der schönen Dame, dann wollte er ihr mit einem Male et-was Böses thun, denn z stredte beide Arme nach ihr aus. Da sprang die Dame auf ihr Rad, von dem sie abge-stiegen war und da fiel ihr die Mühe vom Kopf, sie sah sich aber darnach nicht um und fuhr ganz schnell davon. Der hübsche Mann sah ihr nach, dann rannte auch er davon. Wohin, das hatte die Kleine nicht sehen können, denn auf einmal war er verschwunden.

Da hob sie die Mühe auf.

„Ich dachte mir, Fräulein Renate,“ so schloß er — „es würde Ihnen Spaß machen, wenn ich sie Ihnen wieder-bringe. Aber nun sehe ich wohl, daß mir ein „faur pas“ passiert ist. Es scheint, mein Freund streut Sie nicht sehr.“

Renate war in der That sehr blaß geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Schönheits-Märtyrium.

Eine französische Schauspielerin, die sich Dank der Schminke ihren Teint grünlich ruinirt hatte, begab sich nach London, wo sie sich in einer Reihe von Operationen ihre ganze Gesichtshaut erneuern ließ. Die neuesten Fortschritte der Verschönerungs-kunst sind in Bezug auf die errei-chbaren Resultate sicherlich bewundernswürdig; aber sie verursachen die Märtyrinnen der Kottetterie zu Torturen, denen sie sich um einer hö-heren Sache willen taum unterwerfen würden. Die Kunst der Schönheits-erzeugung verwendet heute alle an-deren Künste und Wissenschaften: Die Mineralogie und die Chemie, die Me-dizin und die Chirurgie, die Malerei und die Bildhauerkunst müssen sich in ihren Diensten stellen. Es erfordert selbstverständlich minder schmerzliche Operationen, seine natürliche Schön-heit zu bewahren, als sein Aussehen radikal umzugestalten. Allerdings muß man sich im Kampfe um die Schönheit über alle jene zarten Em-pfindungen, die nach einem ziemlich allgemein verbreiteten Vorurtheile gerade den Frauen eigen sein sollen, hinwegsetzen. Denn es gilt, nicht nur in Milch und Champagner, in Erd-beeren und Trauben, sondern auch in Dünger und Blut zu baden; ebenso wie Trinfhallen sind in manchen Schlachthäusern auch Bäder installiert worden.

Man darf auch davor nicht zurück-schrecken, sich des Nachts Masken auf-zulegen, die mit allerlei klebrigen Stoffen bestrichen sind oder rothe Beaffacks über das Gesicht zu bin-den. Die Massage und Elektrisirung der Gesichtsmuskeln gehört bei syste-matischer Anwendung auch nicht zu den Genüssen des Lebens; um eine einzige Runzel zu beseitigen, muß man sich drei Monate lang je zwei Stunden täglich behandeln lassen. Eines der qualvollsten Kapitel der Geschichte der weiblichen Schönheit ist das Entfernen des Gesichtsflaums, der manchmal zu einem ordent-lichen Schnurrbart auswächst. Das Herausreißen der Haare mit der Wurzel ist so schmerzlich, daß man sich zumeist in einer Sitzung höchstens fünf Haare entfernen lassen kann.

Aber was sind diese Leiden im Ver-gleich mit den Martern, die eine voll-ständige Erneuerung der Gesichtshaut auferlegt! Die hellemüthige Schau-spielerin, die diese Operation durch-machte, ließ sich die Epidermis chem-isch verbrennen und stückweise ab-ziehen. Am Schluß dieser Marquis-Procéur bekam sie allerdings eine neue, rosige Haut; dieser aber war so

gart, daß sie wie ein neugeborenes Kind ausah und sich von Neuem auf vier Monate einschließen mußte. Aber man geht heute noch weiter: man mo-bellirt Knochen, Knorpeln und Mus-keln aus wider in Thon. Hässliche Olyren werden in Holzformen ge-greßt, welche die Zeichnung der Mus-kelbewindungen und des Lappchens langsam aber sicher umgestalten. Selbst die Nase wird „verbessert“: die gewöhnliche Form — griechisch oder römisch — wird in Gips gegossen und applicirt; gleichzeitig wird durch subkutane Einspritzung von Vaseline die Nasenhaut emporgetrieben, bis sie sich der Form anpaßt. So theuer be-gabten Frauen den Namen des „Schö-neren Geschlechtes“.

Der Geruch der Haut.

Es haben nicht nur die Pflanzen und Blumen einen bestimmten Ge-ruch, sondern auch die Thiere streuen einen solchen aus, der zu verschiedener Zeit verschwindet, stark ist und auch zeit-weise verschwindet. Ebenso besitzt die Haut des Menschen einen Geruch, der eine Folge der Hautsecretion ist, eines der wichtigsten Organe für den Men-schen. In der Kindheit hat die Haut keinen bestimmten Geruch, vorausge-setzt natürlich, daß sie gut gepflegt ist. Beim heranwachsenden Menschen ent-wickelt sich ein ganz markanter Ge-ruch, der sich im reifen Alter noch steigert, um dann wieder im Alter, wenn die Haut trocken wird, abzunehmen oder ganz zu verschwinden. Die Hautfarbe hat einen bestimmten Einfluß, Brünneten und besonders Rötliche fallen besonders durch die In-ten-sität ihres Geruchs auf, während er bei Blondinen sehr zurücktritt. Der Franzose Jere behauptet, daß das Em-panpointe einen Einfluss auf die Art des Geruches hat, er soll süß sein. Aber auch unsere Nahrung kann be-stimmend auf den Geruch wirken. Es ist bekannt, daß kleine Kinder, beson-ders solche, die mit der Flasche genährt werden, leicht nach Butterfäule riechen. Erbsen können nach Knoblauch, Anis, Terpentin, Arnab, Noshpore oder Schwefel riechen. Besonders in-teressant ist es aber, daß Gemüthsbe-wegungen dem Geruch einen ausge-prägten Character geben können. So verdrängt der berühmte Nervenarzt Hammond von einer Frau, welche im Wuthanfall nach Tannenzapfen roch. Eine andere Frau roch nach Weilsen.

Auch unter den Geisteskranken kann man diesen Geruchsveränderung wahrnehmen, so riechen manche nach Moschus, Weiden oder Rosen, andere aber strömen einen sehr unangenehmen Geruch aus. Freye macht nun darauf aufmerksam, daß auch die Ge-narut des Geruches erblich ist. Er be-rüchelt über verschiedene Personen, welche einen Geruch, der nur ihrer Fa-milie eigen war, entwickelten. Eigent-lich können wir hier aus dem Verhal-ten der Hunde verschiedenen Mitglie-dern ein und derselben Familie gegen-über, die sie noch nie gesehen, schliefen. Sie erkennen sie sofort am Geruch und behandeln sie nicht als Fremde. Es ist aber doch interessant, daß wir, deren Geruchsempfindung viel abgestumpfter als die der Hunde ist, auch hin und wieder die Wahrnehmung einer Familienähnlichkeit im Geruch constatiren können.

Neuer Sport in Cairo.

Die den vornehmen Kreisen der Gesellschaft giebt man sich gegenwärtig der Ausübung allerlei excentrischer Sports hin. Man geht dabei etwas heimlich zu Werke, doch ab und zu wird von den Beteiligten eine kleine In-sinuation begangen, und bald ist es ein offenes Geheimniß, daß der junge Graf Soundfo täglich Unterricht im Seiltanzern nimmt, daß die elegante Comtesse F. am Trapez schwingt und die Baronin A. ihren drei reizenden Töchtern gestattet, in der Circusmenage zu reiten oder gar Ballet zu tanzen. Seit kurzem ist das sogenannte „Fuhbozen“ wieder in Mode gekommen. Weiblein und Männlein des „Grand Monde“ üben sich mit wahrer Leidenschaft im Bozen mit den unteren Extremitäten. Man hätte glauben sollen, daß die Pariser Voligei nach dem unglücklich verlaufenen „Fest-Boring-Match“ zwischen dem Engländer Driscoll und dem Franzosen Charlemont, bei welchem der erstere durch einen unerlaubten Stoß des Gegners befeinungslos zu Boden gestreift wurde, und dem blutigen Rencontre zwischen den weisli-chen Champions Mariette Angagneur und Jenny Pintham derartige Schau-stellungen überhaupt nicht mehr er-lauben würde. Die letztgenannte Lon-doner Fuhkampferin wurde durch ihre Pariser Rivalin lebenslanglich ent-festet und erlitt durch einen gegen die Regeln verstoßenen Fußtritt gegen den Leib eine schwere innere Verletzung. Ungeachtet dieser unheilvollen Vor-tommnisse fanden lebhaft in Paris wieder mehrere Fuh-Wettkämpfe statt. An einigen beteiligten sich auch Frauen. Eine Italienerin, Marietta Cambellotto, machte drei Männer hin-tereinander kampfunfähig. Bei dieser fuhgewandten Signora meldeten sich alsbald viele aristokratische Damen, um sich im Fuhbozen unterweisen zu lassen. Die gluthäulige Lebermei-nerin soll ganz brillante Einnahmen er-zielen und bereits verblühende Er-folge zu verzeichnen haben.

Canada will Morgan's Schiffs-trust bekämpfen. Canada's Zukunft dürfte in's Wasser fallen.